

Politik der Prosa.

Schreibverfahren bei Michel Serres

PETRA GEHRING

Im Jahr 1990 (und 1994 in deutscher Übersetzung) erschien *Le contrat naturel*, *Der Naturvertrag* – von dem Epistemologen und Wissenschaftsphilosophen Michel Serres ein überraschend direkt politisch angelegtes Buch. Schon im Titel spielt *Der Naturvertrag* mit einer Parallele zu Rousseaus *Contrat social*, und tatsächlich entfaltet der Text eine Forderung, die auf nichts weniger als eine politische Neugründung der Form namens Gesellschaft hinausläuft. Die Idee des Sozialvertrags – so Serres' These – war im Grunde immer einseitig, sie schloss die außermenschliche Natur aus. Das Denken der Volkssouveränität und der Gründung des Gemeinwesens in sich selbst erklärte dem Nicht-Sozialen den Krieg. Heute sehen wir die Folgen. Wollen wir nicht die Welt und uns selbst zugrunde richten, so bedarf es nach Serres eines neuen, eines zweiten großen Vertrages der Menschen mit sich selbst: Kein „sozialer“ Vertrag wäre dieser neuerliche politische Gründungsakt, sondern eben ein „natürlicher“ oder besser ein naturbezogener Vertrag, ein Kontrakt zugunsten der Natur. Es gelte, „den ausschließlichen Gesellschaftsvertrag durch einen Naturvertrag der Symbiose und Wechselseitigkeit [zu] ergänzen“ (Serres 1994: 68). Für diejenigen Wesen, die keine Rechte haben, stiftete die Menschheit auf diese Weise erstmals ein Recht.

Nachfolgend soll nicht diese starke, programmatische These des Buches näher vorgestellt werden.¹ Vielmehr möchte ich die Form betrachten, in der Serres diese These vorlegt. Auch für die experimentierfreudigen Verhältnisse der französischen Philosophie ist es tatsächlich eine sehr besondere *écriture*, ein sehr eigenwilliger Schreibstil, in welchem Serres seine Überlegungen entwickelt hat. Dies nicht nur, weil der gar nicht besonders umfangreiche Text in viele kleine

1 Dies habe ich an anderer Stelle versucht, vgl. Gehring 2004.

Abschnitte zerfällt, zwischen „wir“ und dem „ich“ hin- und herschwingt – sowie dem Du eines adressierten Lesers und vielleicht der ganzen Gattung Mensch. Sondern auch, weil Serres einen eigentümlich drastischen, zugleich uneinheitlichen Redefluss organisiert, der sein Thema eher mit sich fortreißt, als dass er es klar entwickeln würde. Auch die Kapitelüberschriften und Überschriften der Abschnitte wirken wie Embleme: „Krieg, Friede“ – „Naturvertrag“ – „Wissenschaft, Recht“ – „Seile, Auflösung“. Dabei ist das Buch das Gegenteil eines Zettelkasten-Buchs oder einer Aphorismensammlung. *Der Naturvertrag* erzeugt von seinem ersten Satz an einen kraftvollen Sog. „Ein stockschwingendes Feindespaar bekämpft sich inmitten von Treibsand.“ (Serres 1994: 11) So lautet der erste Satz. Es wäre nicht übertrieben zu sagen, dass Serres' Buch über die Neubegründung des Verhältnisses der Menschheit zur Natur nicht nur in seinen Inhalten, sondern eben auch der Form nach seinesgleichen sucht.

Was hat es mit der Prosa von Michel Serres auf sich und wie hängt sie mit Serres' philosophischem oder auch philosophisch-politischem Anliegen zusammen? Ich ordne meine Überlegungen entlang der Vermutung, dass bei Serres Form und Inhalt auf das Engste zusammenhängen. *Der Naturvertrag* ist nicht nur, was seinen Willen zur Wahrheit, sondern auch, was seinen Willen zur Wirkung angeht, ein Stück politische Philosophie. Der Naturvertrag argumentiert, aber er überredet auch, er ist ein ästhetischer Text. Mehr noch. Denn Serres' Prosa beschränkt sich nicht auf den literarisch-künstlerischen Eindruck. Vielmehr arbeitet sie daran – um diesen Gesichtspunkt geht es mir – auf eine neue und eigentümliche Weise eine politische Prosa zu sein.

Ich skizziere zunächst Serres' Schreibverfahren (1), danach (2) seine nicht in *Der Naturvertrag*, sondern in anderen Schriften programmatisch formulierte philosophische Methodologie. Dabei suche ich eine Verbindung zwischen Serres' radikaler Methodologie und der Radikalität seiner Prosa. Abschließend spitze ich (3) meine These zu, dass *Der Naturvertrag* beispielhaft Serres' Schreibweise nicht nur als methodologisch konsequente Form des Philosophierens vorzeigt, sondern dass das Schreibverfahren des Buches tatsächlich auch eine Politik enthält: eine theoriepolitische Strategie und auch eine wissenschaftskritische, eine sich an den Leser als Bürger wendende politische Position. Der Mathematiker und Wissenschaftshistoriker agiert in *Der Naturvertrag* vielleicht sogar mehr der Form als dem Inhalt nach als *politischer* Philosoph. Mit dieser These möchte ich die Prosa des Michel Serres als eine nicht nur ästhetische, sondern *politische* Prosa begreifen und vorstellen.

1.

Serres thematisiert in seinem Buch den Status derjenigen Sphäre, die uns traditionell als „die Natur“ gegolten hat: Die *Physis*, der physische Kosmos, *natura*, *nature*, *la nature* oder *l'ordre naturel*. In der modernen wissenschaftlichen und

hochtechnisierten Gesellschaft herrscht Krieg gegen diese Sphäre – und zwar nicht metaphorisch, sondern ganz wörtlich. Serres sieht eine in die Techniken, aber auch in unsere Selbstverhältnisse eingebaute *juridische* Friedlosigkeit am Werk, die in unserer modernen Idee des Sozialen wurzelt. Die Figur des Gesellschaftsvertrages verbrieft gleichsam ein Nicht-Verhältnis zur Natur – unserem ganz Anderen. Freilich entgleitet diese Aggressivität des Sozialen unseren politisch-philosophischen Begriffen – eben weil wir die politische Welt als ein Universum des Gesellschaftlichen denken. Inzwischen bringt der Ruin der Natur das Problem ans Licht. „Ehedem siegreich zeigt sich die ERDE nun als Besiegte.“ (Serres 1994: 27) Serres vermeidet das Wort Ökologie und er vermeidet das Wort Katastrophe. Aus seiner Sicht ist es jedoch für den zweiten Sozialvertrag, für jenen „Naturvertrag“ hohe Zeit. „Die Hinfälligkeit hat die Lager gewechselt“ (Serres 1994: 40). Jene fremde Dimension, die wir Natur genannt haben, geht – inzwischen auch für uns erfahrbar – verloren. Der Mensch „ist ein Überall-Sein“ (Serres 1994: 35, 37), allerdings ohne dass er seine eigene fürchterliche Effizienz begreifen könnte – das heißt: ohne sie in anderen als sentimental Kategorien fassen zu können. Von der Kultur geht eine objektive Gewalt aus. Doch diese in politischen, in normativen Kategorien zu fassen, sprengt unseren – sprengt den sozialen – Rahmen.

Serres entfaltet diese Diagnose nicht allein in Rechtsbegriffen, sondern in Bildern, die zugleich Geschichten sind. Ein Analogon des Naturvertrages wäre beispielsweise der unausgesprochene Pakt der Seeleute miteinander wie auch mit dem Element, das sie befahren, mit dem Meer. Ein Schiff auf offener See kennt keine Zufluchtsorte. Die Seeleute verbindet ein Sozialvertrag, ein Nichtangriffspakt untereinander. Zugleich gilt jedoch eben dieses positive Band auch gegenüber dem Ozean, der das Boot trägt. Der Seemann fürchtet *und* er liebt das Meer. Er kennt es und nimmt es ernst. Er bekämpft es nicht, selbst wenn es in widrigen Situationen um das Leben geht. Im Gegenteil. Wer gegen das Meer kämpft, versteht es nicht. Er macht Fehler. Er wird umkommen.

Um Dinge wie diese zu sagen, bedient sich *Der Naturvertrag* einer Prosa, die das direkte Mitteilen – persönliche Erzählung, Fabel, Mythos, Reportageelemente – mit verschiedenen Reflexionsebenen verknüpft. Dabei vermengt er die Diskurse der Wissenschaften. Er arbeitet souverän eklektizistisch, huldigt verschiedenen wissenschaftlichen Stilidealen und bringt Fachterminologie der Naturwissenschaften, der Sozialwissenschaften, der Medizin, des Rechts und auch der klassischen Philosophie zusammen. In diese Melange hinein mischt er gleichberechtigt die Sprachen der Erfahrungswelt. Erinnerungen, Seufzer, Tagebuchstellen. Ein ebenso massiver wie in sich heterogener Schreibfluss entsteht. Auch im Inneren der vielen kurzen Abschnitte des Buches fügen sich Stilwechsel und Übergänge der Rede-Ebenen aneinander. Dabei möchte man von Brüchen oder Sprüngen nicht reden: Das Heterogene ist eng aneinander gebunden und ergibt einen stark magnetisierten Stoff.

Wollte man zentrale sprachliche Gesten identifizieren, so wird man vielleicht sagen: *Der Naturvertrag* spielt auf den Registern der Erzählung, der anwaltlichen Stellungnahme, des gelehrten Traktats, der erinnernden Meditation und schließlich der pathetischen existentiellen Anrufung – was immer „Existenz“ bezogen auf einen solchen, klassische Sprecherpositionen allenfalls zitierenden Textzusammenhang heißen mag. Es scheint, als solle eine teils weich hin und hergleitende, teils pfeilartig-angriffige sprachliche Bewegung eine eigentümliche zweifache Erfahrung einfangen, um die es Serres in immer neuen Anläufen geht: Das Staunen vor der Unmöglichkeit, so etwas wie „Natur“ in der Erfahrung und der Sprache tatsächlich zu finden – und zugleich die drängende Gewissheit, dass es *dennoch* eben dort, wo wir die Intuition „Natur“ haben, etwas zu suchen gilt. Etwas, das wir eigentlich auch benennen können. Offenbar müssen wir neue Mittel mobilisieren und definitiv andere Relationen bemühen als die der Wissenschaften (objektiven Gewißheit) oder der politischen Philosophie (Sozialvertrag und Menschenrecht).

Wie von dem sprechen, was man nicht einfach Naturerfahrung nennen kann, aber doch Erfahrung nennen sollte – eine Erfahrung von existentieller Intimität, eine Erfahrung jenseits des Paradigmas des Sozialen? Serres sucht für die Natur als Erfahrungstatsache Worte, aber er vermeidet alle fertigen Objektivierungsregister. Er variiert die Formen. „Empirie“ wäre das falsche Wort. „Phänomen“ wäre wahrscheinlich aber auch kaum besser. Oder sollte man vielleicht doch eine Stelle wie die folgende (über das Hochgebirge) phänomenologisch nennen?

Vor dem Abend in der Berghütte hat niemand diese Welt verlassen; seit den frühen Morgenstunden aber dringt jeder in die andere ein. Dieses kleine Chalet in unmittelbarer Nähe des Gletschers dient als Scharnier, als Pforte, als Schleuse, als Eingang, als Übergang, den eine Art Schutzheiliger bewacht. Eis, Schnee und Felsen bilden die nahezu abstrakte andere Welt. Sie hat mit dem Gewohnten nichts gemein. Die Horizontale wird vertikal, unsere alten Sichtweisen geraten ins Wanken, alle Gesten und Verhaltensweisen verändern sich, es wandelt sich die Sprache, die niemand versteht, der nicht denselben Schritt getan hat. [...]

Schritt für Schritt begleitet uns das Archaische und das Primitive. Habe ich, ohne es zu bemerken, bereits gesagt, daß die Gletscher zerklüften, wenn sich ihr Bett konvex aufwirft und abwärts neigt? Jedermann weiß das. Weiß, fahl und grün klaffen die sichtbaren Lippen dieser Münder oder Schrunde, die hier und da mit Schnee bedeckt sind.

Wenn eben dieses Bett sich jedoch manchmal konkav einsenkt, bricht der Gletscher seiner ganzen Dicke nach, aber in anderer Richtung, so daß der Riß oder Spalt eine umgekehrt V-Form annimmt. Man überquert eine kaum sichtbare, genau gezeichnete, feste und randscharfe Linie unter hohem Druck, deren Energie jedoch einen gigantischen Hohlraum verbirgt, der sich mit wachsender Tiefe vergrößert und in einigen Fällen mehrere Kathedralen in sich aufnehmen könnte. (Serres 1994: 170f.)

In erzählenden Passagen wie diesen lässt Serres seine Sätze wie Drachen steigen, so dass sie sich den Gravitationsfeldern der Naturwissenschaft, aber auch der Na-

turphilosophie oder anderen Mustern des Natürlichen entziehen. Andere Passagen sind anders: „Vergessen wir das bei diesem Thema so abgedroschene Wort *environnement* – ‚Umwelt‘. Es setzt voraus, daß wir Menschen im Mittelpunkt eines Systems von Dingen stehen, die um uns kreisen, daß wir der Nabel des Universums sind, Herren und Besitzer der Natur.“ (Serres 1994: 61) Oder noch anders:

Würde unser Rationales sich mit dem Realen und das Reale sich mit dem Rationalen verbinden, ließen unsere vernünftigen Unternehmungen keinerlei Rest zurück; wenn aber der Unrat im Abstand, der sie voneinander trennt, wuchert, so deshalb, weil dieser Abstand die Pollution hervorbringt; sie schüttet die Distanz des Rationalen zum Realen zu. In dem Maße aber, wie der Müll sich häuft, vertieft sich auch der Graben zwischen den beiden Welten. Die Häßlichkeit folgt aus der Disharmonie und umgekehrt. Muß man erst noch beweisen, was unser Verstand der Welt Gewalt antut? Verspürt er nicht mehr das vitale Bedürfnis nach Schönheit? (Serres 1994: 47)

Wo er das Natürliche umkreist, spricht *Der Naturvertrag* immer auch von Kultur. Er schildert die Ratlosigkeit des Gesellschaftsmenschen vor ‚seiner‘ Natur wie vor der Naturzerstörung gleichermaßen. Das Wuchern der Artefakte, die eigentümliche Verletzlichkeit dessen, was vor ihnen war und was sie verändern.

Nachts vom Satelliten aus sichtbar als die größte Licht-Galaxie des Globus, insgesamt stärker bevölkert als die Vereinigten Staaten, geht die überriesige Megalopolis Europa von Mailand aus, überquert die Alpen durch die Schweiz, folgt dem Rhein durch Deutschland und die Benelux-Länder, greift England in der Flanke an, nachdem sie den Atlantik bis Dublin überquert und den Ärmelkanal hinter sich gelassen hat. Ein sozialer Komplex, der nach Größe, struktureller Homogenität und Welteinfluß den großen Seen oder dem Packeis von Grönland vergleichbar ist, verändert dieser Menschenschild seit langem tiefgreifend die Strahlenbrechung, den Wasserkreislauf, die mittlere Jahrestemperatur und die Wolken- oder Windbildung, kurz: die Elemente, dazu die Zahl und die Entwicklung der lebenden Arten auf, über und unter seinem Territorium. (Serres 1994: 34)

„Endlich existieren wir als Natur“, heißt es einige Seiten weiter ironisch über diesen gigantischen, quasi anorganisch gewordenen Leviathan. „Der Geist hat sich zum Tier ausgewachsen und das Tier zur Platte.“ (Serres 1994: 39)

Serres' Sätze klagen an. Sie verteidigen. Sie mahnen. Man mag an ein anwaltliches Plädoyer denken – oder vielleicht auch an ein staatsanwaltliches, denn es ist auch eine Leerzone in unserem moralischen Erfahrungsschatz, die *Der Naturvertrag* anprangert und an der er uralte Fabeln und Namen erprobt. Sie bilanzieren eine ruinierte Liebe, Widmung, Sehnsucht des Humanen nach sich selbst, und sprechen von dem, was im Abschied dasjenige ist, wovon man sich verabschiedet, vom Zorn, vom Grauen des Menschen vor den Machinationen seiner selbst und vor der Vielzahl seiner destruktiven Spuren.

Serres Prosa verhält sich sprachkritisch. Sie organisiert regelrechte Belastungstests für tradierte Metaphern. So die Bilder für den *Naturvertrag*: Nicht Rechtsakt, nicht *fiat*, nicht juristisches „Performativ“ (vgl. Serres 1994: 128). Sondern? Eine schlichte und existentielle Technik. Zum Beispiel ein Seil. Die Verbindung durch ein Band. Wer im Hochgebirge oder im Packeis unterwegs ist, kann dies nicht allein tun, er muss sich mit anderen zusammen binden.

Setzt sonst [...] jeder Aufbruch voraus, daß Stränge oder Bindungen reißen oder Halte-trossen losgemacht werden, so erfordert der frühmorgendliche Aufbruch in den hochgelegenen Berghütten dagegen die Bildung von Seilschaften. Nur wenige wagen sich als Einzelgänger da hinauf. Zwischen den Seilschlaufen, die die Becken stützen, bildet sich eine konstante, wenn auch geschmeidige stoffliche Kommunikation, die das Vorankommen sichert. Das Subjekt, das marschiert, klettert, sich anklammert, ankommt oder nicht ankommt – es ist weder es selbst noch Sie oder ich, es ist die Seilschaft, das heißt das Band. (Serres 1994: 171f.)

Die Gefahrenlage und die Bindung verändern das reisende Subjekt. Die Beschaulichkeit des individuellen Erkundungsganges verschwindet. Die Verpflichtung läuft wie eine Leine auch durch alle Fragen der Erkenntnis hindurch. In sanfter Landschaft unspürbar, gibt das Band in rauherem Gelände zu fühlen, dass das Kollektiv existiert. Ein Wir ist geschaffen: der Gesellschaftsvertrag. Im Hochgebirge wird das Band zum Zugseil, zur direkten Verbindung mit den Dingen: der Naturvertrag. Er gibt der Gruppe auf elementare Weise Außenhalt. Das Seil hält eine Seilschaft, indem es die sinnliche Verbindung herstellt zum Haken in der Wand. „[D]ie Gruppe sieht sich nicht nur auf sich selbst bezogen, nicht nur mit sich selbst verbunden, sondern auch mit der objektiven Welt. [...] Gesamtheit der Beziehungen der Gruppen zur Welt, die geboten sind, sobald diese Welt gefährlich wird – ist das Ankerlichter beendet, welche Beziehungen unterhalten die Geräte dann ihrerseits zum Recht?“ (Serres 1994: 173f.)

Serres riskiert viel, denn er lässt seinen Text keineswegs nur in solchen distanzierenden Analogien sprechen. Der Text verlagert zuweilen den Ton, schlüpft in seine Sujets hinein und ähnelt dann einem religiösen Text. Gemessen an der philosophischen Forderung des Verzichts auf das Postulieren von Transzendenz müssen Passagen von *Der Naturvertrag* irritieren. In gesperrter Schreibweise geistert beispielsweise das Wort ERDE durch den Text, so wie auf mittelalterlichen Buchseiten der GOTT aus den Zeilen herausstach. Die ERDE: Serres umschreibt sie in der Art einer Huldigung: „Matrix allen erdenklichen Lebens, Spiegel der Eisflächen, Sitz der Schneemassen, Urne der Meere, Windrose, Elfenbeinturm, Haus aus Gold, Himmelspforte, Heil, Zuflucht, wolkenumsäumte Königin.“ (Serres 1994: 199)

Oder, mythologischer, wobei die Kontexte der griechischen Antike und die Gegenwart ineinander gleiten:

Was ist die Natur? Die Unterwelt oder Hölle der Stadt oder der Kultur. Der Ort, an den der König verbannt wurde: eben der Verbannungsort, buchstäblich die Bann-Meile, die Umgebung der Stadt. ... Von dieser Unterwelt sagte Anaxagoras: ‚In den Hades steigt man von überall und immer auf gleiche Weise hinab.‘ Ob Sie aus Sparta oder San Francisco kommen, man stirbt doch auf gleiche Weise. Ob sie aus Paris oder Pisa verbannt worden sind, Ihr Exil liegt außerhalb der Welt, unter ein und demselben unvergänglichen Himmel. (Serres 1994: 125)

Sparta oder San Francisco – wird das mythologisch-religiöse Genre wohl wiederbelebt oder eher zitiert? Passagen in *Der Naturvertrag* ähneln einer Predigt. Dennoch scheint mir letztlich der Zusammenhang entscheidend und damit die Tatsache, dass auch dieser Duktus nach wenigen Sätzen bereits wieder durchbrochen wird. Serres erprobt Annäherungsrichtungen. Er vervielfältigt die Stimmen und spielt gleichsam die ganze Breite der Instrumentierung der europäischen Tradition aus, um zu adressieren, was nicht zu adressieren ist. Metaphysik oder Mystik des Anderen? Die Kunst dieser Prosa fängt das metaphysische Risiko in Teilen ab. Sie verleugnet es allerdings nicht.

Schließlich ein zentrales Stilmittel: Serres *erzählt*.² Namentlich gegen Ende hin verwandelt sich *Der Naturvertrag* in ein Geflecht von persönlichen, mit Datum und Ort versehenen Reisenotizen. Unbekannte Eigennamen tauchen auf. Wir sind im Gebirge, bei jemandem zu Gast, begleiten chinesische Holzfäller in einem Hochwald, die dort einen mächtigen Baumstamm ansingen, während sie ihn zu transportieren suchen:

Ich sage Ihnen, was ich gesehen und gehört habe: Die Materie erhob sich. Ja, von den sieben stämmigen Holzfällern in die Wiege der Lianen gelegt, die erbeben wie die Klaviersaiten bei den tiefen Tönen. Aber nein. Die Materie erhob sich. Vom Hauch der Musik aufgehoben, hißte die Holzbohle Segel, sie legte ab. (Serres 1994: 192)

Oder – wieder auf der Suche nach der Natur als Instanz, die es in unserer Wirklichkeit nicht gibt aber auch nicht *nicht* gibt und also im Vertrag zu stiften wäre – die Schilderung eines Erdbebens:

Plötzlich schüttelt der Erdboden seine Gerätschaften ab: die Mauern bersten, zum Einsturz bereit, aus ihrem Verbund losgekört, die Dächer werfen sich auf, Frauen stürzen hin, die Kommunikation ist unterbrochen, der Lärm verhindert jede Verständigung, das dünne Häutchen von Technik reißt ein mit metallischem oder kristallinem Knirschen und Krachen, die Welt kommt schließlich zu mir, ähnelt mir, ganz ratlos. Tausend unnütze Bande lösen sich, liquidiert, während aus den Tiefen, unter den schwankenden Füßen, das eigentliche Sein, das Grundrauschen, die grollende Welt aufsteigt: der Rumpf, der Querbalken, der Kiel, das mächtige Spantengerippe, der reine Unterbau,

2 Das Medium der Erzählung und namentlich der Reiseerzählung ist für Serres auch in anderen Texten elementar (vgl. etwa Serres 1988).

das, woran ich mich seit jeher klammere. Ich kehre in mein vertrautes Universum zurück, in meinen bebenden Raum, zu den gewöhnlichen Blößen, zu meinem Wesen, geradewegs zur Ektase. (Serres 1994: 202f.)

Eine pathetische Sprache. Man könnte sich – etwa angesichts des zuletzt zitierten Beispiels – wahrscheinlich streiten, ob sie eher nach Heidegger schmeckt oder doch eher nach Bataille, oder ob sie an Melville denken lässt: An jenes eigenartige Drama, welches den Jäger Ahab an das weiße Ungeheuer bindet. An das leere Auge, das Gegenüber seiner Jagd.

2.

Die zitierten Passagen lassen die schriftstellerische Freiheit vielleicht ahnen, die Serres sich nimmt. Sie machen, so hoffe ich, aber auch deutlich: Hier schwelgt nicht bloß ein Philosoph in Sprache, hier setzt nicht einfach jemand zur Verschönerung Weichzeichner ein. Vielmehr geht es um eine Theoriesprache eigener Art, um eine Poetisierung in methodischer Absicht.

Serres poetisiert seine Sprache, das wäre eine weitergehende These, auch nicht lediglich, um ‚dichterisch‘ etwas zu umschreiben, was man mit direkten, theoretischen Mitteln nicht sagen kann. Serres Prosa bekundet nicht die Resignation von Theorie. Sie feiert nicht bloß einen abwesenden Gegenstand, und sie versucht auch nicht, eine Parallele zu den ebenfalls verwendeten Theoriebegriffen zu eröffnen – also umschreibend zu ‚illustrieren‘, wovon die Rede sein soll. Der Theoriesprache selbst widerfährt die Poetisierung: Dies ist nicht zuletzt der Effekt jener eigentümlichen Dichte, die den Text (trotz Mischung und Ebenenwechsel) an keiner Stelle zerteilbar erscheinen lässt. Serres Prosa bleibt Theorie – oder will Theorie bleiben. Sie verwandelt aber ihr Gesicht.

Geht es also in einem philosophisch radikalen Sinne etwa um die seit Derrida sprichwörtliche Strategie einer Vervielfältigung möglicher Lesarten von Theorietexten und damit um einen Grenzgang oder „Randgang“ (vgl. Derrida 1988) zwischen Literatur und Philosophie? Ich denke: Auch darum dreht sich ein Projekt wie *Der Naturvertrag* nicht. Serres verarbeitet zwar hier und da Elemente literarischer Fiktion (etwa Jules Verne oder Robert Musil), aber er behandelt diese nicht als etwas, das Anlass gäbe, über eine Grenze nachzudenken, die Theorie von Literatur oder anderen Genres trennt. Serres behandelt alles, was er aufgreift, einfach wie nicht-fiktionale Aussagen zur Sache. Er spielt es nicht gegen die Wissenschaft aus. Er „disseminiert“ also keineswegs mittels der Andersartigkeit des Literarischen – wie Derrida es kunstvoll tut (vgl. Derrida 1995) – einen aus seiner Sicht (allzu) präzisen Sinn.

Serres überführt schließlich auch nicht das philosophisch vermeintlich Präzise in polykontextuelle Möglichkeitsräume. *Der Naturvertrag* setzt kaum mehr als ein orthodox geschriebener philosophischer Text es tun würde logische Kurz-

schlüsse, Paradoxien, Aporien oder Differenzen frei. Mit anderen Worten: Serres poetisiert seine Sprache, aber weder auf die Literatur noch auf die (latente) Literarizität von Theoriesprache noch auf die logische Abgründigkeit von Sprache im Allgemeinen wird durch seine Verfahren das Augenmerk gelenkt. Serres' Prosa will vielmehr als eine Anstrengung in der Sache funktionieren. Sie will von vorhandenen Gegebenheiten reden. Sie löst allerdings diese ‚Sache‘ systematisch von allen Vorgaben bestimmter Diskurse. Es wird ein Abstand organisiert, nicht mittels Destruktion, sondern mittels der Mischung konventioneller Formen. Er betrifft alle Formen gleichermaßen. Dennoch geht es Serres eher um die Suche nach neuen, angemessenen Formen als um die Kritik des Prinzips ‚Form‘.

Ich formuliere diese Beobachtung als These. Serres erweitert die stilistischen Spielräume der Theoriesprache nicht in der Absicht, Literatur und Philosophie einander näher zu rücken. *Der Naturvertrag* schafft vielmehr – im Medium einer kompromisslos gewonnenen sprachlichen Mischung – ein Pathos der Distanz. Serres' Prosa hält sich diesseits der Einordnungen. Zugleich entwirft sie etwas, das den Traum einer universalen Verständigung zu bezeugen scheint: Sie öffnet sich weit, sie nimmt sowohl weltliche Erfahrungs-Sprachen als auch die Idiome der wissenschaftlichen Disziplinen in sich auf. Der textuelle Raum der europäischen Überlieferung und Gegenwart wird aufgemischt. *Der Naturvertrag* erfindet natürlich nicht wirklich eine Universalsprache. Aber er spricht, als spräche das Denken alle Sprachen, als agiere es polyglott.

Serres' *écriture* ist damit zwar entschieden philosophisch, verzichtet aber auf eine Privilegierung der Auseinandersetzung mit der philosophischen Tradition, wie die stärker philologischen Schreibverfahren von Heidegger oder Derrida es tun. Auch dies lässt sich als These fassen: Serres' Schreibverfahren sind affirmativ. Sie sind nicht durch ihren Sprachstil bereits ironisch-polemisch gegen den Normalstil philosophischer Meisterdiskurse gerichtet. Sie definieren eine neue Form, aber sie setzen auf der Ebene der Form nicht auf „kritische“ Pointen.

Der Naturvertrag spielt keine Spiele. Er will maximal allgemein und zugleich maximal konkret sein. Serres steckt ein Feld gemischter Erfahrungen ab, in dem eine gemischt erfahrbare Sache auf neue Weise zum Auftritt kommt. Die zu diesem Zweck geschaffene dichte Diskursmischung reorganisiert divergierende Felder des Wissens und auch moralisch-ethischer, existentieller Evidenzen in einer gemeinsamen und auf neue Weise überlappungsreichen Geographie. Worum geht es dabei? Um Wechselwirkungen, um rhythmische oder motivische Interferenzen? Geht es um Überredung? Um synästhetische Suggestion?

Zu seiner Methode hat sich Serres verschiedentlich geäußert, auch wenn sich in *Der Naturvertrag* keine Hinweise finden. Schlagen wir daher einen kurzen Bogen. Schon Serres' frühe strukturalistische Programmtexte, nachzulesen im ersten Band der großen Sammlung *Hermes*, bieten Aussagen zu Methodenfragen (vgl. programmatisch Serres 1991: 9-23, 25-56). Hin und wieder schreibt Serres auch orthodox, aber bis heute sind die meisten seiner Arbeiten in literarischer Hinsicht experimentell angelegt und setzen mehr oder weniger ausdrücklich un-

gewöhnliche Schreibverfahren ein – von der ‚tiefenhermeneutischen‘ Interpretation von Bildern (vgl. Serres 1981) über kommentierende Lektüren, die vor allem die Hermes-Bände prägen, dann die schon erwähnten Reise-Erzählungen und das wahrscheinlich häufigste und typischste Stilmittel: die spielerische Arbeit mit kleinen, in Mythen eingeknüpften Modellszenen oder Fabeln (vgl. meisterhaft: Serres ²1984).

„Ich suche die Passage, die von der exakten Wissenschaft zur Wissenschaft vom Menschen führt“, heißt es zum Auftakt von *Hermes V: Die Nordwest-Passage* (Serres 1994b: 15). Bereits vor der „Passage“ machte Serres das Reisen nicht nur zum Thema, sondern auch zu einem zentralen Methodenbegriff. Die Passage, das Suchen und Finden eines unmöglich scheinenden Weges, korrespondiert mit früheren Motiven: der *randomnée*, dem Spaziergehen und Umherschweifen (vgl. Serres ²1984: 163ff.; Serres 1994: 7ff.), dem *parcours* (vgl. Serres 1993: 206-221). Im ersten *Hermes* Band war es das „Netz“ als Geflecht von Knoten und Wegen, später sind es die Verwirbelung und die Vermischung, die als Modelle dienen für das Gegenstück jenes Wie, nämlich für das Wohin durch dieser ‚Methode‘, dieser Wegfindung. Jeder Weg führt ins Komplexe, lässt sich ablenken, ist relativ auf eine ihrerseits relative, also in nichts wirklich notwendige, sondern vollzugsabhängige *Struktur*. Was als Weg und was als Umweg erscheint, ist perspektivenabhängig. Als Formen sind sie letztlich ununterscheidbar.

Serres' Methodenverständnis ist relationalistisch, perspektivistisch, prozessorientiert. Als eine metonymische Gewährsfigur hierfür setzt er – gegen den ‚einen‘ Gott des Rationalismus und der monotheistischen Traditionen in der Philosophie – den antiken Götterboten Hermes: ein Halbgott, ein Hybridwesen. Glaubt man der Überlieferung, so war er in der Antike nicht nur zuständig für die Verständigung und für den Handel, sondern auch für die Diebe, worauf Serres gern hinweist. Hermes ist eine zwielichtige Figur. In seinem Buch *Der Parasit* beschreibt Serres das „System“ des Hermes – und meint auch die logische Anlage seiner eigenen Theorie:

Es ist polytheistisch oder polyzentrisch, eine Kette von Sanduhren, ein Netz aus solchen Ketten. Die Engel, die vorübergehen, Götter oder Dämonen, halten die Kreuzungspunkte inne: Knoten des Austauschs, des Wechsels, Schnittpunkte, Gabelungen der Entscheidungslinien, Schicksalsspindel, Bündel, bei dem das Viele in einer Hand zusammenläuft. Der Anfang des Politischen. (Serres ²1984: 72)

Das monotheistische System der Vernunft verspricht eine Eindeutigkeit, die es aus der Sicht der polyvalenten Logik des Hermes nicht gibt. Dennoch – und das ist wichtig – kann es für die theoretische Anstrengung kein anderes Ziel geben als den Versuch einer Strukturfindung. Auch wenn alles sich ins Komplexe wendet, ist das Ziel der Theoriebildung nach wie vor Präzisierung, nämlich Präzisierung eben dieser polyvalenten Situation:

Die Frage ist, ob man ein Netz konstruieren kann, das frei von Kreuzungen, Verteilern und Schnittpunkten wäre, an denen sich die Parasiten niederlassen. Wo jedes beliebige Element mit jedem anderen in Beziehung treten könnte, ohne auf einen Vermittler angewiesen zu sein. Das ist das Pflingstschema. Es gilt entschieden, eine Philosophie ohne Verteiler zu schreiben. Damit habe ich begonnen. (Serres ²1984: 73)

Serres prägt für sein Methodenideal einen sehr schönen Ausdruck: Er spricht von unscharfer Mathematik.

Gott oder Teufel? Ausschluß, Einschluß? These oder Antithese? Die Antwort ist ein Spektrum, ein Band, ein Kontinuum. Wir werden niemals mehr mit Ja oder Nein auf Fragen der Zugehörigkeit antworten. Drinnen oder Draußen? Zwischen Ja und Nein, zwischen Null und Eins erscheinen unendlich viele Werte und damit unendlich viele Antworten. Die Mathematiker nennen diese neue Strenge *unscharf*: Unschärfe Untermengen, unscharfe Topologie. Den Mathematikern sei Dank. Wir hatten dieses *unscharf* schon seit Jahrtausenden nötig. In seiner Erwartung machten unsere starre Logik und unsere grobschlächtigen Begriffe den Eindruck, als spiele man mit Boxhandschuhen Klavier. (Serres ²1984: 89)

„Diode, Triode, Methode. Die zweiwertigen Topiken verlieren sich in diesen Gebilden. Der Wert der Zugehörigkeit geht durch den Raum, durch das Spektrum, das die zwei alten Werte trennt oder vereint. Die Mathematik des Unschärfen, erkundet diese Mitte, dieses Mittel, diesen Vermittler.“ (Serres ²1984: 104)

Diese Idee einer „Mathematik des Unschärfen“ könnte auch einen Schlüssel zum Verständnis von Serres Schreibverfahren bieten. Es geht nicht darum, dem Unschärfen die Türen zu öffnen, anstelle von Wissenschaft also künftig auf Poesie oder Vielfalt zu setzen. Es gilt vielmehr darum, die Extreme – Präzision und Unschärfe – zusammenzubringen: Wissenschaftliche Strenge soll auf neue Weise verbunden werden mit der methodologischen Entscheidung für diejenige Vielfalt, die bisher untragbar schien, weil sie (de jure jedenfalls) die Begriffe sprengt. Eben damit kommen wir von Serres' Methodologie zur Sprache seiner Theorie: Das mit dem Namen Hermes verbundene philosophische Vorhaben fordert nicht nur eine Fusion der Sprachen der Naturwissenschaften sowie der Kulturwissenschaften und der Kultur. Es fordert mehr. Nämlich die Beibehaltung der in den bisher getrennten Ordnungen vertretenen maximalen Ansprüche und Methoden – unter anderem die verschiedenen maximalen Ansprüche einer sprachlichen Gerechtigkeit gegenüber der Sache.

Mathematik des Unschärfen – das wäre das Programm einer ultimativen Abstraktion (nach dem Vorbild der Mathematik) bei gleichzeitiger Modellierung des Unschärfen in einem phänomenologischen Modus (nach dem Vorbild der Geschichte, der Geschichten und der alltagsweltlichen Erfahrung). Die damit angestrebte Sprache kann keine Sprache sein, die als Meta-Sprache auf vorhandene Disziplinen aufsetzt. Sie müsste immer auch eintauchen können, Konstruktion

mit Konkretion verbinden. Sie müßte einerseits im Formalen und andererseits im singularär Erfahrbaren, im radikal Weltlichen sein.

3.

Methodologie und Prosa erscheinen bei Serres eng verbunden, und zwar nicht allein deshalb, weil sich in der Philosophie *jede* inhaltliche Frage auch als Formfrage auf das Wie des Philosophierens zurückbiegen lässt. Die Bindung ist enger, das zeigt die Weglassprobe: Serres' Anspruch einer geöffneten und vielfältigen, zugleich aber anschluss- und übersetzungsfähigen Form von Theorie, einer die Diskurse nicht sprengenden, sondern *in* diesen dicht und konkret etwas aussagenden Arbeitsweise, ließe sich als Programm sprachneutral gar nicht durchführen. Eine „Mathematik des Unschärfe“, durchgeführt in konventioneller Wissenschaftsprosa, wäre schwer vorstellbar. Ebenso wenig kann es allerdings ausreichen, schlicht auf Beimischung der Elemente und auf Anreicherung als Selbstzweck zu setzen. Serres' Methodologie läuft auf vielmehr darauf hinaus, dass im strengen Sinne des Wortes gedacht werden muss. Sie erzwingt eine sprachlich-reflexive Einknüpfung. Paradox gesprochen: In der Fülle der Optionen einen Sinn fürs Ganze. Weniger paradox: einen Sinn für den zu erreichenden sprachlichen Limeswert.

Wie verknüpft sich dies nun mit der anfangs aufgestellte These, dass Serres' Prosa nicht nur theoretisch hochreflexiv, sondern tatsächlich politisch funktioniert? „Der Anfang des Politischen“ (Serres ²1984: 72) – so hieß es in der oben zitierten Passage aus *Der Parasit* lakonisch. Zweifellos: *Der Naturvertrag* behandelt ein politisches Thema. Aber damit wäre Serres' polyloges Verfahren ja noch nicht als politisch charakterisiert.

Sicherlich – das wäre eine erste, aber wenig befriedigende Antwort – hat der Schritt über die Grenzen der wissenschaftlichen Orthodoxien hinweg und hinaus in das, was Husserl „Lebenswelt“ genannt hat, immer einen gewissen politischen Charakter. Ein Angehöriger des Systems Wissenschaft sucht sprachlich eigene Wege, er nimmt Stellung und er nimmt die Welt der prosaischen Erfahrung radikal ernst: So besehen ist Serres sowohl Experte als auch schreibender, politischer Bürger. Er spricht aus jener eigenartigen Zwischenstellung, welche die Philosophie – als Wissenschaft, als Wissenschaft von der Wissenschaft, als Praxis außerhalb der Wissenschaft – sich traditionell zu Eigen macht.

Nimmt man allerdings das Anliegen von *Der Naturvertrag* ernst, so verkörpert der Text ja keineswegs nur Wissenschaftskritik. Serres großes ziviles Plädoyer für eine Neugründung dessen, was Gesellschaft genannt werden soll, wertet nicht einfach „lebensweltliche“ oder „politische“ Gesichtspunkte auf. Es bringt nicht einfach Erfahrung gegen Wissenschaft und Technik in Stellung. Was Serres artikuliert, ist vielmehr in Teilen auch eine Kritik der Wissenschaft an der Politik. Das Soziale ist kein Rettungsanker. Es ist vielmehr Teil des Problems.

Und dies gilt auch für die Sprache, in der sich das Buch an seine Leser wendet. Das Buch politisiert das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Politik gleichsam auch umgekehrt: Nicht als konventionelle wissenschaftliche Beratung oder auch Rationalisierung von Politik im Namen der wissenschaftlichen Expertise für Natur. Nicht als eine Bevormundung oder Belehrung von Politik. Sondern in Gestalt einer aus einer spezifischen Erfahrungsnähe der Wissenschaft zum politischen Gegenstand Natur gewonnenen existentiell politischen Sicht: Wer *auch* Wissenschaftler ist, der hat es – so könnte man Serres politische Perspektive zuspitzen – leichter mit einer archaischen Solidarität zu jener, vom Standpunkt der Gesellschaft (und der Politikerpolitik) gar nicht erst politikfähigen Frage nach der Anerkennung und der Hinwendung zu jenen Dingen namens Natur.

„In der Politik oder in der Ökonomie können wir die Stärke der Macht anhand der Wissenschaften definieren; aber wie sollen wir uns die Schwäche, die Vergänglichkeit vorstellen?“ (Serres 1994: 73) Eben dies wäre nach Serres eine neue politische Dimension der Wissenschaft – und zwar einer insofern veränderten, gleichsam unmittelbar politischen Wissenschaft, als sie nicht der Politik ‚dient‘, sondern sich dieser schwachen Seite der politisch unvertretenen Welt des Natürlichen annimmt. Es wäre ein neues und politisches Gesicht der Wissenschaft, wenn sie gleichsam aus ihrer asozialen, ihrer den Dingen zugewandten Seite jene neue Haltung gewinnen könnte, die mit dem Naturvertrag für alle geboten scheint.

In den Äußerungen des Politikers, schreibt Serres, ist „endlos vom Menschen die Rede“; von den Dingen der Welt kann der Politiker „glänzend absehen“, denn er ist ins „gesellschaftliche Kollektiv eingeschlossen“ (vgl. Serres 1994: 76f.). Das alles habe sich verändert, fährt Serres fort.

Fortan halten wir das Wort politisch für ungenau, weil es sich nur noch auf die Stadt, auf die öffentlichen Räume, auf die organisatorische Verwaltung von Gruppen bezieht. [...] Von nun an muß der Regierende sich aus den Humanwissenschaften herauswagen, aus den Straßen und Mauern der Stadt, muß er Physiker werden, sich vom Bann des Gesellschaftsvertrages lösen und einen neuen Naturvertrag erfinden, den der Bedingungen, unter denen wir geboren werden – oder morgen wiedergeboren werden müssen. (Serres 1994: 77)

Vielleicht kann man sagen, dass Serres Schreibweise auch hier politisch agiert: Die neue Mischung der Sprachen, der neue Limeswert einer Universalsprache wäre dort angesiedelt, wo auch dieses über die Konventionen des Politischen hinausgehende Politische Raum erhält.

Dazu ein weiterer Punkt. Serres' Sprache ist und wirkt politisch, sofern sein Experiment mit der theoriesprachlichen Form auf ein Zusammenwirken der Idiome angelegt ist. Serres baut eine mehrfache Spannung auf – aber diese Spannung ist geradezu harmonieverdächtig konstruktiv. Serres sucht nicht Dissidenz aus oder Dekonstruktion der Wissenschaft. Er pflegt auch keine negative Theo-

logie des ganz anderen Ortes der eigenen Rede, er schwört der diskursiven Zugehörigkeit zur Theorie in keiner Weise ab. Freilich fordert er Wandel – aber auch dieser spielt Wissenschaft und Gesellschaft nicht gegeneinander aus, sondern unterläuft beides. Auf diese Weise entsteht eine Radikalität neuen Typs.³

Bei allem beschränkt *Der Naturvertrag* sich in keiner Weise auf die epistemische Perspektive. Ins Werk gesetzt wird eher schon eine Fusion – der epistemologischen Programmatik mit den Belangen eines für die Gesellschaft und ihre Vernunftkulturen gleichermaßen existentiellen politischen Feldes. Hierfür stehen nicht zuletzt jene metaphysischen, vielleicht sogar quasi-religiösen Obertöne, die Serres in seine Erörterung mischt. Der Text entfaltet eine über die wissenschaftskritische Zumutung noch deutlich hinausgehende Rhetorizität: Soll man von „Zivilreligion“ sprechen, wie Rousseau es im *Contrat Social* getan hat – und wäre dann nicht die Wissenschaft alten Typs wie auch die heutzutage übliche Form der politischen Philosophie kompromittiert? Tatsächlich verkörpert die Prosa von *Der Naturvertrag* vielleicht sogar vor allem eine kritische Anfrage an die Strenge der Sprache nicht der Naturwissenschaften, sondern der politischen Kritik. Seit Marx und seit wir in der Epoche der Politiksteuerung durch Sozialwissenschaften leben, hat politische Philosophie in einem sehr bestimmten Sinne Analyse zu sein – und nicht Anrufung, Bitte, Achtung, Huldigung, Respekt. Mehr noch als Erkenntnistheorie oder selbst als Wissenschaftsphilosophie ist die politische Theorie heute das Reich einer dogmatischen Rationalität – und auch einer engen Sprache, einer szientifischen Sprache, die geradezu obligatorisch an demonstrierbare ‚Rationalität‘ gebunden ist. Vernunftsprache und Verantwortung erscheinen in der Politik geradezu synonym. Und dies gilt namentlich für die durch Psychologismen und Sozialstatistiken dominierte ökologische Diskussion.

Hier reagiert *Der Naturvertrag* der Sache nach – und zwar eben durch seine sprachlichen Verfahren. Serres pfeift auf Sozialsteuerung und auf die diesbezüglichen Diskurse. Statt dessen singt sein Text einen leidenschaftlichen, ganz andere Vernunftformen zitierenden Klagegesang. So besehen ist die Prosa von *Der Naturvertrag* politisch völlig unkorrekt. Sie zielt gegen die Korrektheitsforderungen einer Sprache der ökologischen Politik. Rousseau galt als Demagoge. Vielleicht könnte Serres damit leben, in einem ähnlichen Sinne auch – ein Demagoge zu sein?

So denke ich denn schließlich, dass Serres weniger das Phänomen Wissenschaft problematisiert – als vielmehr den Szientismus unserer politischen Sprache und der Assoziationskultur, die sich in dieser Sprache einschließt. Das Unwahrscheinliche, das Merkwürdige und Staunenswerte Europas, eine Wissenschafts- und Technikkultur, eine Kriegskultur, eine Kunstkultur zu sein, würde eine politische Prosa eigener Breite und eigenen Reichtums erfordern. Eine, die ihre Ge-

3 Die Neuheit einer Theoriegeste zu beschwören ist allerdings stets auch falsch. Unvergleichbar ist Serres' philosophische Radikalität nicht. Man mag an Heidegger denken oder an den späten Merleau-Ponty. Das Thema würde weitere Untersuchungen lohnen.

genstände nicht verleugnet (und auch keine der europäischen Formen, ‚vernünftig‘ zu sein), die dennoch aber gegen szientifische Verengung der politischen Vernunft ankämpft. Tatsächlich stellt *Der Naturvertrag* eine solche Forderung auf: „Durch einen neuen Appell an die Globalität müssen wir eine gleichermaßen rationale und ausgewogene Vernunft erfinden, die richtig denkt und gleichzeitig vorsichtig urteilt.“ (Serres 1994: 155)

Für die Sprache der politischen Philosophie muss – jedenfalls mit Serres – hier folgen, dass es die Aufgabe des politischen Philosophen wäre, eine möglichst breite, eine reiche und dichte Prosa zu erfinden – kein sprachliches Dach, unter das alles passt. Nur an diesem Punkt rückt Serres das Politische und die Kunst zusammen: Nicht, weil das Politische ästhetisiert werden sollte, sondern weil allein die Kunst denjenigen maximalen Anspruch verbürgen kann, der an die technische Seite des Politischen zu richten wäre. Wie im Packeis und auf See gilt in der Kunst das Gesetz der Virtuosität, heißt es in *Der Naturvertrag*. „Die Schönheit genießt keinerlei Recht auf Fehler.“ (Serres 1994: 186) Strenge Kunst, strenge Wissenschaft, Strenge im politischen Umgang mit Gefahren: Serres zufolge müsste es also etwas geben wie eine politische Virtuosität. Virtuosität nicht allein des Politikers, sondern aller. „Fremdartigkeiten umgeben unseren Raum. Das Lichten des Ankers führt dahin.“ (Serres 1994, 186f.)

Literatur

- Derrida, Jacques (1988): *Randgänge der Philosophie* (1972), Wien: Passagen.
 Derrida, Jacques (1995): *Die Dissemination* (1972), Wien: Passagen.
 Gehring, Petra (2004): „Michel Serres: Friedensverhandlungen mit der Natur“.
 In: Oliver Flügel, Reinhard Heil, Andreas Hetzel (Hg.): *Die Rückkehr des Politischen*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. S. 308-321.
 Serres, Michel (1991) *Hermes I: Die Kommunikation* (1968), Berlin: Merve.
 Serres, Michel (1993): *Hermes IV: Verteilung* (1977), Berlin: Merve.
 Serres, Michel (1994b): *Hermes V: Die Nordwest-Passage* (1980), Berlin: Merve.
 Serres, Michel (²1984): *Der Parasit* (1980), Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
 Serres, Michel (1981): *Carpaccio. Ästhetische Zugänge* (1975), Reinbek bei Hamburg: Rohwohlt.
 Serres, Michel (1988): *Ablösung. Eine Lehrfabel* (1983), München: Boer.
 Serres, Michel (1994): *Der Naturvertrag* (1990), Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

